

Verlag Bibliothek der Provinz

Rainer Handl
Die kurze Geschichte ohne Ende
von
ISAMIN UND LEANDER
Roman

Rainer Handl
ISAMIN UND LEANDER
Roman

herausgegeben von Richard Pils
lektoriert von Axel Ruoff

ISBN 978-3-99126-225-1

© *Verlag* Bibliothek der Provinz
A-3970 WEITRA 02856/3794
www.bibliothekderprovinz.at

Cover: Rainer Handl



Die Liebe ist wie eine Flamme. Ist sie klein, löscht sie der leichteste Windstoß aus. Ist sie groß, facht der Sturm sie an.

Leander

„Wissen Sie, manche Geschichten haben kein Ende. Außer, vielleicht: Wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute. Ein großer Schriftsteller hat gesagt, wenn man eine Geschichte nur lange genug erzählt, endet jede mit dem Tod. Das ist wahr, aber nur auf den ersten Blick geistreich. Wenn man von der großen Liebe erzählen will, der reinen und unschuldigen, die sich unserer Beurteilung und Verurteilung entzieht, gleichzeitig von dem großen Tabu zwischen Bruder und Schwester, verbietet es sich, ein Ende zu denken. Es ist ein Zustand, wie Fliegen. Der Flug eines Vogels durch die Luft und den Wind.“

Wie sie heißt? Isamin. Für ihn habe ich noch keinen Namen. Vielleicht Leander. Warum eine kurze Geschichte, wenn sie denn ohne Ende ist? Weil sie kurz erzählt ist: Ein Mann, eine Frau. Sie lieben einander. Sie sind Bruder und Schwester. – Das ist alles. Sie endet nicht.“

„Leander! Leander! Ist es oben licht?“

„Ja, es ist hell. Komm rauf.“

„Leander, die Treppe ist so steil. Ich glaube, sie ist zu steil für mich.“

„Unsinn, komm rauf. Über die Treppe kannst du ohne Weiteres heraufsteigen.“

„Aber die Stufen sind so hoch. Die sind sehr hoch!“

„Also, willst du jetzt heraufkommen oder nicht? Du hast gesagt, du wolltest unbedingt mit hinauf auf den Dachboden. Dann komm endlich, Franziska.“

„Ja, ist ja gut. Ich komme ja schon.“ Das Mädchen sagte noch etwas, aber so leise, dass es der Junge oben nicht hörte. Auf der hölzernen Treppe mit den glattpolierten Handläufen roch es nach grauem Staub. Das Mädchen stieg in das schmale, lichte Viereck über ihrem Kopf, ohne das Geländer auszulassen. Die Treppenstufen waren aus einfachem, weichem Holz und schräg abgetreten. Als das Mädchen zur letzten Stufe kam, sagte der Junge: „Pass auf, halt dich nicht an der Falltür fest. Die ist nur angelehnt und sehr schwer.“

Das Mädchen kletterte aus dem Treppenaufgang und sah sich am Dachboden um. Die Wände waren nur grob verputzt, stellenweise nur mit Mörtel angeworfen und ohne Anstrich. Die Dachziegel hingen an langen Latten eingehängt, die über die Sparren liefen. Zwischen zwei Sparren waren Dachziegel herausgenommen und kleine Fenster, grau und blind, in gefaltetes Blech gezwängt. Der Dachboden war mit Kisten, Kästen, Stapel von Papier, leeren Marmeladengläsern, leeren Flaschen in Körben und Schachteln, ausrangiertem Geschirr, alten Bügelbrettern und Bügeleisen, die man mit glühenden Kohlen bestückte, Büchern und Behältern bis in die Winkel verstellt. Über den

Köpfen auf zwei Nägeln in den Sparren, hing ein Bootshaken, mit glattem Holzschaft und geschmiedeter Spitze mit Haken. Als Leander ihn zum ersten Mal auf dem Dachboden gesehen hatte, hatte er sich nicht erklären können, wie ein Bootshaken auf den Dachboden gekommen war, es schien ihm noch heute absurd, einen Bootshaken, der in Piratengeschichten Enterhaken hieß und für ihn geradezu das Szepter der Freiheit auf dem Meer verkörperte, auf einen Dachboden zu verbannen, den trockensten und staubigsten Ort im ganzen Haus. Was er nicht immer gewesen war, denn im angrenzenden Raum befand sich ein gemauerter, niedriger Ofen mit einer Eisentüre und einer Einmündung in den Hauskamin über Dach. Wenn man den runden Holzdeckel herunternahm, passte der Waschkessel in die Öffnung über dem Feuer und man hatte die Wäsche darin gewaschen und gekocht und mit einem hölzernen Löffel umgerührt. War das Feuer ausgebrannt und das Wasser ausgekühlt, nahm man die Wäsche heraus und hängte sie auf dem Flachdach, zu dem die Türe ins Freie führte, auf die Leinen. Aber diesen Bezug zum Wasser in der Vergangenheit des Dachbodens hatte Leander nicht erlebt und so war es für ihn der trockenste Ort im Haus.

Die beiden versuchten, die Schränke zu öffnen, was bei einigen nicht gelang, weil die Türen verzogen waren und klemmten. Diejenigen, welche sich öffnen ließen, waren leer oder voll vergilbter Wäsche, alten Vasen und Bilderrahmen und metallenen Tischaufsetzern.

„Das ist aber schon sehr wertvoll, oder, Leander?“

Leander zuckte die Schultern.

„Kann sein. Keine Ahnung. Wahrscheinlich schon.“

„Vielleicht finden wir noch einen Schatz?“

„Das glaube ich nicht. Aber sieh mal, was ich hier gefunden habe. Ein Paar Skier.“

Leander versuchte, die Skier unter dem Gerümpel herauszuziehen. Auf der Oberseite der Skier standen ein paar Worte. Die beiden beugten sich darüber und Leander buchstabierte „Hickoryholz, 22fach verleimt.“

„Was heißt das, Leander?“

„Ich weiß es nicht. Ich möchte sie mir ansehen.“

Er drehte und zog und bekam sie auch ein Stück weit heraus, blieb mit der Bindung hängen und schaffte es, sie frei zu bekommen, aber sie verfangen sich mit den Spitzen, und Leander nahm alle seine Kraft zusammen und zog und mit einem Ruck waren sie frei und er taumelte mit den Skiern unter den Armen nach hinten und es machte einen dumpfen Knall, als ihre Enden an die hochgeklappte Falltür rammten und die Tür krachend zufiel.

„Bekommst du die wieder auf?“, fragte Franziska.

„Ja, sicher. Man muss sie nur irgendwo anpacken können.“

Die Kinder gingen rund um die Tür, die schwer und gewichtig und mit feuerhemmendem, dickem Blech beschlagen vor ihren Füßen lag.

„Sie hat nirgends Griffe“, sagte Leander. „Und auf der Seite kommt man nicht hinein.“

„Kannst du es mit dem Bootshaken versuchen?“

Leander schaute zu der Eisenspitze hoch und auf die Türe.

„Nein. Die schließt komplett ab. Da kommt man nicht einmal mit einem Schraubenzieher dazwischen.“

„Was machen wir Leander? Kommen wir jetzt nie mehr hier heraus?“

„Unsinn. Wenn Mutter zurückkommt, wird sie uns suchen und rufen, und dann rufen wir auch, dass wir auf dem Dachboden sind und die Tür zugefallen ist.“

„Ja, das machen wir. Solange setzen wir uns nebeneinander.“

Sie setzten sich auf einen Stapel Bretter und Leander legte seinen Arm um Franziska. Sie waren noch nie so eng beisammengesessen und er hatte noch nie seinen Arm um Franziska gelegt, aber jetzt schien es ihm angebracht, vor allem, weil sie keine Angst zeigte und nicht zu weinen begann und keine Vorwürfe machte. Franziskas Haare kitzelten in seinem Gesicht, als er sie festhielt, nachdem sie eingeschlafen war.

„Franziska, beeil dich, komm jetzt, wir kommen sonst zu spät“, sagte die Mutter. Sie sah nach Franziska, die ihre Schuhe anzog und eine Schleife in die Schuhbänder binden wollte.

„Ich mache das, wir sind spät dran“, sagte die Mutter und bückte sich zu ihr.

„Nein, ich kann das. Lass mich das machen“, das Mädchen drehte sich weg und band eine Schleife in das Schuhband.

Auf der Straße gingen Leander und Franziska zwischen den Eltern an der Hand. Es waren einige Familien in Richtung zur Volksschule unterwegs, die Mädchen in ihren ersten weißen Kleidern und die Jungen im ersten Anzug, der irgendwie steif und hölzern an den Kindern hing, die so etwas zum ersten Mal trugen. Leanders Mutter zog ihre Kostümjacke glatt, bevor sie die Schule betraten. Anmeldung und Aufnahmeprüfung hatten sie schon vor einiger Zeit hinter sich gebracht, die Mutter hatte mit der Direktorin und der Klassenlehrerin gesprochen und Leander gesagt, „die sind alle sehr nett, du wirst sehen“. Es stellte sich bei den Gesprächen heraus, dass man gemeinsame Bekannte hatte, was angesichts der Größe des Ortes nicht überraschend war, im Gegenteil, man war wie eine Familie, in die die nächste Generation hineinwuchs. Leander nahm alles auf wie eine Löschwiege die Tinte, registrierte alles und beobachtete die anderen Jungen, die sich von den Mädchen fernhielten, einander vor Verlegenheit herumstießen und an ihren Krawatten zogen. Leander erinnerte sich, wie er das erste Mal in das Schulgebäude gekommen war. Er erkannte den Geruch wieder, der ihm damals aufgefallen war und den er Schulgeruch nannte. Er war mit der Mutter im Vorzimmer der Direktorin gesessen und hatte

auf die Aufnahmeprüfung gewartet, von der er nicht recht wusste, was das sein sollte. Ein paar Fragen wird sie dir stellen, hatte Mutter gesagt, damit sie sieht, was du schon kannst. ‚Ein paar Fragen‘, Leander schaute zur Decke, ‚was für Fragen? Soll ich ihr sagen, dass ich schon lesen kann?‘ Dann war die Direktorin hereingekommen und Mutter und er waren aufgestanden und hatten ihr die Hand gegeben. Die Direktorin war eine große Frau mit weißen Haaren und hatte sich an ihren Schreibtisch gesetzt. Die meiste Zeit hatte sie sich mit Mutter unterhalten und sich nach der Familie erkundigt und wie es Großmutter gehe. ‚Sie kümmert sich gar nicht um mich‘, hatte Leander gedacht. Mutter hatte erzählt, dass er schon lesen könne und die Direktorin hatte sich zu ihm gewandt.

„Das ist aber großartig“, hatte sie gesagt, „liest du so gerne?“

„Ja, schon.“

„Und was hast du zuletzt gelesen?“

„Die Geschichte von den Bremer Stadtmusikanten.“

„Das ist eine sehr schöne Geschichte.“

„Die Tiere sind Freunde.“

„Genau. Und welche Tiere sind das?“

„Ein Esel, ein Hund, eine Katze und ein Hahn. Sie klettern aufeinander.“

„Und warum machen sie das?“

„Damit der Hahn weiter in die Ferne sehen kann. Der Esel steht immer unten, dann kommt der Hund, dann die Katze und ganz oben der Hahn. Das stärkste Tier muss immer unten stehen und trägt die anderen. Anders ginge das gar nicht. Und außerdem ist die Katze der beste Kletterer und der Hahn kann an die Spitze fliegen.“

Die Direktorin hatte gelächelt und sich an die Mutter gewandt.

„Also, da brauche ich nichts weiterzufragen“, hatte sie gesagt.

Franziska blieb an der Hand der Mutter. Es war alles groß und unbekannt, und die Menschen, die sie sah, waren seltsam angespannt und unnatürlich, nicht so, wie vor der Kirche, wo auch viele Leute am Sonntag zusammenkamen, aber nicht so eine Verlegenheit in der Luft lag. Sie sah zu Leander, der jetzt eigene Schritte machte, ohne sie, den sie aber, aus welcher Nähe oder Entfernung auch immer, begleitete, weil es das Selbstverständlichste für sie war.

„In zwei Jahren wirst du auch da stehen“, sagte die Großmutter. Sie hatte sich für Leanders ersten Schultag eine Dauerwelle machen lassen, aber das Haarfärbemittel war etwas zu stark, in einem lilafarbenen Ton ausgefallen.

„Köhlers sind da, und Bergers, mit dem zweiten Kind. Das erste muss bald zehn sein“, rekapitulierte die Großmutter die schulkindfähigen Eltern des Ortes. Die Erinnerung der Großmutter reichte in die Familien weit zurück.

Franziskas eigene Einschulung war dann nicht mehr so aufregend, sie nahm sie mit Gelassenheit. Es war alles so wie bei Leander, der auch dabei war und ihr zur Seite stand.

Wieder anders war es, als sie zwei Jahre nach ihm an dasselbe Gymnasium kam. Es hatte vor noch nicht langer Zeit den Zugang für Mädchen geöffnet, ein reines Knabengymnasium bisher, nun gemischt, um Mädchen den Weg an ein Realgymnasium zu ermöglichen, und immer noch den alten Ausbildungsweg mit Griechisch

und Latein verteidigend, als humanistisches Gymnasium, freilich nicht von den Mädchen gewählt, eine kleine Truppe inzwischen alter Lehrer, die das Studium von Griechisch und Latein überhaupt für das einzige tragfähige Fundament einer lebenslang fortwirkenden Bildung hielten und nicht wussten, vielleicht ahnten, dass es ihnen nicht anders ergehen würde als den stolzesten Stämmen der Indianer Nordamerikas.

Für Franziska war es anders, weil sie jetzt an die Schule kam, an der ihr großer Bruder war, und sie das Gefühl hatte, einen großen Schritt in die Welt gemacht zu haben. Sie fasste sich ein Herz und suchte seine Klasse, die sich im letzten Stock des großen Gebäudes befand, von wo man einen weiten Blick über die Häuser bis zu den Hügeln rund um die Stadt hatte, und traf ihn in der Pause. Es war ihr schon aufgefallen, dass viele Schüler mit ihren jüngeren Geschwistern in der Schule nichts zu tun haben, nicht einmal mit ihnen gesehen werden wollten, weil es ihnen peinlich gegenüber den Klassenkameraden war, jüngere, oder wie manche sagten, „kleine Brüder oder Schwestern“ zu haben. So war es aber nicht mit Leander und Franziska. Er war vom ersten Augenblick an nur eines: ihr Bruder und auch Beschützer, der ihr die Schule zeigte, ihr sagte, wo die Sportmaterialien lagerten und sie Trinkschokolade in der Pause bekommen konnte. Es war ihm auch nicht unangenehm, dass sie, wenn der Unterricht für sie beide einmal zur selben Zeit endete, mit ihm von der Schule durch die Stadt zur Endstation der Straßenbahn ging, wo es ein kleines Geschäft mit Süßigkeiten gab und die Straßenbahn rangierte und den Anhänger umhängte.

„Wer ist das?“, fragten seine Klassenkameraden, die denselben Weg hatten, anfangs.

„Das ist meine Schwester, Franziska“, sagte Leander. Er sagte es so selbstverständlich, dass es auch völlig selbstverständlich von den anderen akzeptiert wurde. Eine ältere Schwester ging normalerweise nicht mit dem jüngeren Bruder, sondern mit den Freundinnen, denn da wurden Frauengespräche geführt, wie sie meinten. Aber eine jüngere Schwester mitzunehmen war für Leanders Freunde völlig in Ordnung, vor allem, nachdem sie Franziska etwas kennengelernt und festgestellt hatten, dass sie ganz vernünftige Ansichten hatte, und es sprach für sie als Freunde von Leander, dass sie nicht dazusagten, „für ein Mädchen“. So war sie von Jahr zu Jahr mit den Freunden Leanders vertraut und ging völlig zwanglos mit den Burschen um. In einem Schuljahr kam ein neuer Schüler in Leanders Klasse, ein Deutscher, aus Hamburg, der mit seiner Familie in Wien gelandet war, weil sein Vater hier eine Stelle übernahm, nachdem er schon in den USA und in Frankreich, in Ungarn und in Mailand zur Schule gegangen war. Er kam verspätet zum Schulbeginn, weil sich der Umzug der Familie verzögert hatte. Man musste ihm nicht viel erklären. In den vielen Schulen im Ausland hatte er Erfahrungen gesammelt, die ihm eine Sonderstellung gegenüber den Mitschülern und auch bei den Lehrern einräumte. Er selbst sah gar nichts Besonderes daran. Als er zu Leander und den anderen Freunden in der Klasse stieß, erkundigte er sich, wo es einen Handballverein gebe, in dem er spielen konnte, lernte Franziska kennen und sagte mit einem Blick auf Franziska zu Leander: „Deine Freundin?“ „Nein, meine Schwester“, sagte Leander und der Neue gab ihr die Hand.

Es war seltsam. Leander dachte erst sehr viel später darüber nach und nicht anders erging es Franziska. Bei-

den fiel diese Begebenheit zu einem Zeitpunkt wieder ein, als alles zwischen ihnen schon geklärt war. Die ruhige und selbstverständliche Frage des in der Welt herumgekommenen deutschen Mitschülers machte es Leander und Franziska klar, dass sie auch für ein Paar gehalten werden konnten, und wenn sie für ein Paar gelten konnten, dass es etwas in ihnen gab, wodurch, wurde in einem von ihnen eine Saite angeschlagen, diese Saite im anderen mitschwang. In diese Zeit fiel auch die erste Erfahrung beider, dass sie die Berührung des anderen und durch den anderen, nicht nur nicht unangenehm empfanden, sondern mochten, sich danach sehnten und als beglückend erlebten und bald merkten, dass sie das vor anderen nicht offen zeigen durften, nachdem einer der Freunde zu Leander gesagt hatte: „Na, schmust du mit deiner Schwester?“, was beide nicht negativ empfanden, weil es so klang, als könnte der Freund das gut verstehen und wäre es das Natürlichste auf der Welt, dass sie miteinander wie ein Paar umgingen. Aber sie wussten, dass das nicht alle Menschen so sahen, und waren auf der Hut. In dieser Zeit suchten Leander und Franziska Orte und Zeiten, zu denen sie allein und ungestört waren.

„Wir fahren ein bisschen mit dem Fahrrad!“, riefen sie.
„Passt auf“, sagte die Mutter aus dem Küchenfenster.
„Natürlich!“

Leander pumpte die Reifen ihrer Fahrräder auf. Franziska legte die karierte Decke zusammen und klemmte sie in den Gepäckträger. Sie trugen T-Shirts und kurze Hosen und waren am Beginn des Sommers beide sehr schnell braun geworden und immer dunkler, je mehr Zeit sie im Freien verbrachten.

RAINER HANDL, mit altösterreichischen Wurzeln – Großvater väterlicherseits, Josef, Postadjunkt in Weitra, Theaterdirektor und Kinobesitzer, Großmutter väterlicherseits, Amalie, Gastwirtstochter aus dem Wallfahrtsort Maria Enzersdorf bei Wien, Großvater mütterlicherseits, Ignaz von Veegh, aus Veszprém, Ungarn, Major in der k.u.k. Armee, Großmutter mütterlicherseits, Maria, aus einer Salzburger Gastronomendynastie, Vater Dr. Josef Handl, Jurist in Wien, Mutter Herta Veegh, Krankenschwester – als jüngerer zweier Brüder 1952 geboren und in Maria Enzersdorf aufgewachsen, verheiratet mit Claudia, aus Hannover, Advokat in Wien, vier Kinder, mit der bildenden Kunst verbunden, von der Rohrfederzeichnung bis zur Radierung, seit seinem 18. Lebensjahr schreibend, jedoch spät zur Veröffentlichung literarischer Texte entschlossen, beschreibt den bunten Tanz des Lebens, der in den alltäglichen Situationen die ewigen Fragen der menschlichen Existenz aufwirft.

Im *Verlag* Bibliothek der Provinz sind bereits erschienen:

Der Reiherr. Erzählungen

Eine Frage der Schuld. Roman

Der Legionär von Bonifacio. Roman

Wegende. Roman

Verlag Bibliothek der Provinz

für Literatur, Kunst, Wissenschaft und Musikalien